Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 28

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Demaskiert

Lieber Nebelspalter,

ja, was soll man dagegen tun? Bruno Knobel ist mit dem fremdenfeindlichen Zahnarzt (Nebi Nr. 26) noch viel zu sanft umgegangen. Mit logischen Argumenten wird man solch neurotischen Pseudo-Intellektuellen nicht beikommen. Logisch wäre es beispielsweise, sich das Behandlungszimmer des Kollegen aus Th. anzuschauen. Der Unit (Behandlungsapparat) aus Deutschland oder USA, der Stuhl ebenfalls, die Instrumente wenn's hoch kommt zu einem Drittel aus der Schweiz, die Medikamente ebenfalls und die Patienten...? Da ein großer Mangel an Dozenten herrscht, benötigen wir auch ausländische Hochschullehrer, deren Leistungen natürlich gerne als ‹schweizerisch› etikettiert werden (Herzverpflanzung).

Mit seinen unqualifizierbaren Aeußerungen hat sich dieser (leider) Kollege als ein Mensch demaskiert, der zweifellos mit einem erheblichen Minderwertigkeitskomplex behaftet ist, den er allerdings zu Recht hat. ‹Schnoddrig› ist es vor allem, wenn er dem armen ausländischen Arbeiter sein Analphabetentum vorwirft. Wie vielen von diesen vom Schicksal benachteiligten Menschen gelingt es dennoch, ordentliche Arbeit zu leisten, während unsere seelischen Analphabeten meinen, es sei ihr eigenes Verdienst, auf der sozialen Stufenleiter höher zu stehen.

Diesen Brief, lieber Nebelspalter, schreibe ich Dir, damit Du weißt, daß es auch eine andere ‹dentistische Auffassung› gibt. Falls der Herr Zahnarzt aus Th. (wie zu erwarten) sich an meinem ausländischen Namen stoßen sollte, so sollte er mindestens bedenken, daß die schweizerische Armee das nicht getan hat und mich während des Aktivdienstes aktiv tätig sein ließ.

Dr. J. Haguenauer, Zürich

Wer im Fettnapf sitzt ...

Lieber Nebi,

es ist nicht meine Art, Leserbriefe zu schreiben, aber auf Seite 16 in Ausgabe Nr. 25 ist mir doch der Hut hochgegangen, nachdem ich die zwei Leserbeiträge zu «Lob der Apartheid» gelesen hatte.

Ich stehe seit 5 Jahren im Ueberseedienst einer Schweizer Großfirma und habe schon in einigen Ländern meine Fingerabdrücke hinterlassen. Mit Betrüben muß ich feststellen, daß das demokratisch gesinnte Schweizervolk etliche Neo-Kolonialisten hakenkreuzender Prägung geboren hat. Aus friedliebenden Alphornbläsern werden plötzlich blutsaugende und Vorurteile heulende Wölfe, wie z. B. E. Sch. aus St. Gallen und E. M. Z. aus Bern. Den beiden Herren verzeihe ich insofern, daß sie nicht die einzigen sind, denn selbst im Ausland etablierte Schweizer-Firmen scheuen vor nicht stubenreinen Weltanschauungen kaum zurück.

Weltanschauung ist natürlich eine relative Angelegenheit. Wer im Fettnapf sitzt, kann des andern Nöte nicht verstehen. Ich möchte gerne E. Sch.'s Meinung hören, wenn er seine 12 Jahre Afrika in einer Wellblech-Hütte (bei 50 ° C) hätte verbringen müssen, und zwar mit einem Monatslohn von ca. 150 Franken und einer 6–8köpfigen Familie im Schlepptau. «Good Luck to you» würde ich sagen.

Der langen Moralpredigt kurzer Sinn: Bravo Zeichner Horst, Nagel genau auf den Kopf getroffen!

G. H. F., Croydon (England)

So einfach liegen die Dinge nicht

Im Nebelspalter Nr. 26 wirft K. D. in Chur die Frage auf, ob man nicht die Hypothekarzinse herabsetzen sollte.

Wenn K. D. darin einen volkswirtschaftlichen Dienst sieht, darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß der Zins ein Preis ist, der sich in der freien Marktwirtschaft aufgrund von Angebot und Nachfrage bildet. Es ist der Preis für Kapitalnutzung. Für die Finanzierung des Hypothekarkredites braucht eine Bank langfristige Gelder. Im Jahre 1967 betrug der Durchschnittszins für Obligationenanleihen 4,24 %, für Pfandbriefgelder 3,75 % und für Spareinlagen 3,67 %. Für Kassaobligationen hatten die Banken durchschnittlich sogar 4,54 % aufzuwenden. Zur gleichen Zeit erhielten die Banken für ihre Hypothekaranlagen durchschnittlich 4,67 % Zins, der niedrigste Satz für diese Kategorie auf der Welt.

Was sagen uns diese Zahlen? Die Differenz zwischen den erwähnten Zinsen zum Hypothekarzins ist nicht sehr groß, bei den Kassaobligationen sogar negativ. Für eine Bank, die nur das Hypothekargeschäft betreibt, bleibt bloß eine Marge von 0,12 %. Davon sind die Unkosten abzuziehen. Die schlechte Gewinnmarge verlangt deshalb die Verlagerung auf lukrativere Handels- und Dienstleistungsgeschäfte. Und von den Banken, die diese Geschäftszweige pflegen, entsteht die ‹Ueberladung› des Kassenschrankes. Man denke doch nur an die Devisen- und Börsengeschäfte.

Daß nun der Hypothekarzins von den Banken dirigiert werde, wie K. D. behauptet, möchte ich nicht unterschreiben. Hätte doch eine Herabsetzung der Zinse für Spareinlagen, die eine entsprechende Senkung des Hypothekarzinses erlauben würde, zur Folge, daß der Spareinleger durch den Zins nicht einmal einen Ausgleich der schleichenden Geldentwertung erhalten würde. Die Banken leben ja von der Differenz der Zinsen. Und bei billigem Geld würden sie nicht mehr verdienen, da die Marge gleich bleiben müßte! In verschiedenen Kantonen wurde versucht, die Hypothekarzinse tief zu halten. Der Hypothekarzins wurde so zum politischen Zins, mit dem Ergebnis, daß die Banken nur noch indirekte Hypotheken gewährten, die keiner Zinsbeschränkung unterlagen.

Es ist unbestritten, daß dem Hypothekarsatz eine große soziale Bedeutung zukommt. Bekanntlich bewirkt eine 1/4prozentige Erhöhung einen Anstieg der Mietzinse um 5 % und des Konsumentenindexes um 1 %. So einfach wie K. D. die Dinge sieht, liegen sie nicht. Dadurch, daß die Nationalbank von der Erhöhung der Kassaobligationenzinsen abraten kann, wurde sicher ein unserem Wirtschaftssystem gerecht werdender Kompromiß erreicht. Aber darüber könnte man Bücher schreiben.

H. O., Hilterfingen

Nicht vergessen!

Lieber Nebi,

vorerst möchte ich Dir für vieles gratulieren, was es in Deinen Spalten zu lesen und zu schauen gibt. Sehr gut finde ich die Karikaturen, ganz speziell diejenigen von Hans Sigg. Hier atmet Geist und Witz.

Herzlichste Gratulation für den mutigen, hochpolitischen Artikel in der Nr. 25 von N. O. Scarpi ‹Die Palästinenser›. Hier beweist der Anekdotensammler und Essayist Scarpi, daß er kein Brett vor dem Kopf hat und die Dinge, welche in Vergessenheit zu geraten drohen, wieder an die Stelle zu rücken weiß, an die sie hingehören. Jedermann weiß, daß die Lage im bedrängten Vorderen Orient explosiv ist. Doch finde ich es richtig, daß Du es als humoristisches Leibblatt des Schweizers zu unternehmen wagst, dem erstaunten Leser – ganz unvorbereitet – einen Artikel vor die Nase zu setzen, mit dem er sich auseinanderzusetzen hat.

P. E., Zürich

Ist der Schweizer humorlos?

Der ausgezeichnete Artikel von Bruno Knobel in Nr. 25 über das Thema ‹Dort, wo der Humor aufhört!› hat die Anregung gegeben zu folgenden Zeilen:

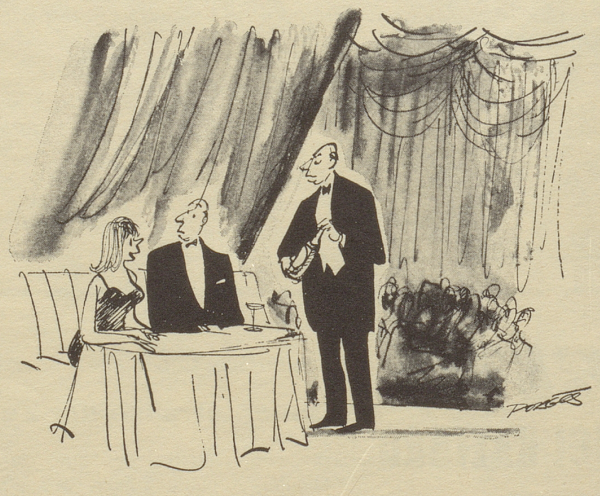
In seinem Buch ‹Lern dieses Volk der Hirten kennen› redet Hans Weigel mit viel Ironie und Sarkasmus über unser Land und Volk und dessen Institutionen. Nun huldigen wir Schweizer alle mehr oder weniger dem helvetischen Perfektionismus und sind der Meinung, daß in unserem Staate alles in bester Ordnung sei. Wir sind beinahe persönlich beleidigt, wenn jemand, und besonders wenn er ein Ausländer ist, unsere perfekte Demokratie kritisiert und sie mit mehr oder weniger Humor lächerlich macht. So erging es mir mit dem Buch von Hans Weigel. Ich war beinahe über den Autor erzürnt und wollte die Lektüre des Buches aufgeben. Schließlich hatte ich aber doch noch Humor genug, um weiter zu lesen, und da mußte ich zugeben, daß der ausländische Autor manches, lange nicht alles, richtig sieht und mit Recht kritisiert, und ich mußte an mancher Stelle wenigstens mitlächeln.

Ganz ausgesöhnt war ich mit dem Autor, als er die Frage ‹Ist der Schweizer humorlos?› eindeutig verneinte und als Beweis dafür darauf hinwies, daß in Rorschach der Nebelspalter erscheine, welcher zeige, daß es doch noch Schweizer gibt, die Humor haben, und wir können noch hinzufügen, daß diese schweizerische humoristisch-satirische Wochenschrift den Vergleich aushält mit anderen Blättern dieser Art, selbst mit denen draußen, im großen Kanton.

B. A., S-chanf

Irren ist menschlich

Ernst P. Gerber knöpft sich in Nr. 25 Gewerkschafter und Sozialdemokraten vor und versucht mit sarkastischem Witz, sie abzuschlachten. Leider ist er nicht allzugut informiert. Es ist nicht sein Fehler, denn auch am Schweizer Radio wurde die Geschichte vom Ausschluß von zwei Mitgliedern der sozialdemokratischen Großratsfraktion verzerrt aufgetischt. Einer der Ausgeschlossenen ist Herr Villard, dem niemand das gute Recht abspricht, Dienstverweigerer zu sein und im Berner Großen Rat bei jeder Gelegenheit das enfant terrible zu spielen. Sicher wird aber auch Herr Gerber der sozialdemokratischen Großratsfraktion das Recht nicht absprechen wollen, mit Herrn Villard meistens nicht einverstanden zu sein. Darum geht es aber im Grunde. Die Vorstöße von Herrn Villard sind meist solcher Art, daß die übrigen 64 Mitglieder ihnen nicht zustimmen können. Herr Villard wurde deshalb ersucht, seine Vorstöße auf den Fraktionstisch zu legen, damit



«... tja, der *Wein* wird natürlich mit dem Alter feuriger ...»

festgestellt werden könne, ob Zustimmung möglich sei. Das scheint doch gar nicht so abwegig, oder Herr Gerber? Schließlich unternimmt man Vorstöße in der Hoffnung, sie zu verwirklichen. Dazu gehört mindestens die Unterstützung der eigenen Fraktion. Von anderen Fraktionen erhält Herr Villard mit seinen recht extremen Anliegen kaum je einmal die Unterstützung eines oder zweier Ratsmitglieder. Wäre nun Herr Villard bereit gewesen, seine Vorstöße der Fraktion zu unterbreiten, wäre er gar nicht ausgeschlossen worden. Seine Weigerung führte dann zum Ausschluß, denn es hat keinen Sinn, ihn als Fraktionsmitglied zu betrachten, wenn er sich selbst nicht an Rechte und Pflichten der Fraktion halten will. War der Ausschluß so abwegig? Darüber kann man diskutieren.

Aber nun redet Herr Gerber nach, was die Gazetten erzählten, die zwei Verfemten seien wieder aufgenommen worden, nachdem sich zwei weitere Fraktionsmitglieder mit ihm solidarisierten. Das stimmt nicht. Villard und sein Kollege Gaßmann sind nicht in die Fraktion aufgenommen worden, es ist deshalb auch abwegig, davon zu sprechen, sie müßten jetzt ihre Vorstöße nicht mehr ‹sanktionieren› lassen. Der Ausdruck ‹sanktionieren lassen› ist übrigens falsch. Es geht lediglich darum, zu prüfen, ob die Gesamtfraktion einem jeweiligen Vorstoß zustimmen kann oder nicht. Es ist dies eine menschenfreundliche Uebung, denn so weiß der Motionär oder Postulant, ob er die Unterstützung der Fraktion hat oder nicht hat.

So unglücklich dürfte Frantisek Kriegel nicht sein, wenn er aus einer moskauhörigen Partei ausgeschlossen wurde und so unglücklich ist auch Herr Villard nicht, einer Fraktion nicht mehr anzugehören, mit der auf stetem Kriegsfuß lebte. Er war aber auch nicht unglücklich, in dieser Fraktion Krieg zu führen. Er oder die Fraktion mußten sich entscheiden, die Trennung durchzuführen, die sich aufdrängte.

Karl Zingg, Bern

Den Kragen geleert

Schon seit Jahren bin ich der Meinung, daß als Schweizer auch die Frauenwelt zu betrachten ist, denn sie werden ja wie die männliche Bevölkerung genau gleich ins Zivilregister eingetragen und es steht in der Bundesverfassung nirgends, daß nur männliche Schweizer stimmberechtigt seien. Dieses bisherige langsame und stückweise Gewähren des Stimmrechts an die Frauenwelt macht einen bemühenden Eindruck, es sieht so gönnerhaft aus, was im Grunde das Recht der Frauen sein sollte.

A propos Tour de Suisse! Warum hat noch kein Computer bekanntgeben wollen, wieviel Stunden produktiver Arbeit diesem Rummel geopfert werden, Jahr für Jahr, um diesen paar Mannli aufzulauern und nachzusehen, die da für eine Woche sich die Herren der Schöpfung fühlen? Und keiner dieser Sportfans will einsehen, daß uns die Weltgeschichte lehrt, daß das alte Rom und das alte Athen durch übertriebenen Sport zugrunde gingen, und daß immer, wenn ein Volk sich auf der Höhe glaubt, der Absturz schon lauert.

Jetzt essen die schweizerischen Snobs nur noch chinesisch und Großimporteure suchen, mit minderwertigen ostasiatischen Produkten dem einheimischen Gewerbe das Wasser abzugraben. So kann uns einst, wenn sie kommen sollte, die gelbe Gefahr nicht mehr überraschen. Da kommt mir ein altes Geschichtchen in den Sinn. Ein Schweizer, der in China gelebt und die chinesischen Schriftzeichen versteht, hält vor einem Lebensmittelgeschäft an, vor dessen Tür eine Reklame in chinesischer Schrift heruntergehängt. Er lacht und geht in den Laden und fragt den Inhaber: «Wissen Sie eigentlich, was Sie draußen in chinesischer Schrift bekannt machen?» «Ich habe das von einer Teepackung kopiert. Was es sagen will weiß ich allerdings nicht.» «Nun, dann will ich es Ihnen sagen: Es heißt nichts anderes als ‹dreimal aufgebrüht für Christenhunde›!»

J. St., Pratteln

Glätten in staatlicher Regie

Lieber AbisZ!

Endlich habe ich in Dir eine gleichgestimmte Seele in Sachen Schulfragen gefunden. Auch ich lebe in der Ostschweiz, aber in einem ländlichen Schulkreis. Doch auch inmitten grüner Wiesen klafft ein breiter Graben zwischen Schule und Leben. Als Haushaltlehrmeisterin versuche ich ihn jeden Tag zu überspringen.

Einmal pro Woche schwirrt die Lehrtochter ab in den obligatorischen Unterricht. Nie wird das halbe Jahr mit dem Titel ‹Glätten› in meiner Erinnerung verblassen. «Wir müssen 5 ältere Herrenhemden mitnehmen für die nächste Stunde», erklärt unsere Ursula. «Mein Berghemd gibst Du aber nicht, gelt, es ist mein liebstes Stück. Es darf wohl von der Sonne verbrannt werden, nicht aber vom Glätteeisen», läßt sich mein Mann vernehmen.

Einen halben Nachmittag lang telephoniere ich im Bekanntenkreis herum. Fazit: Die Zustimmung zum Abholen von fünf Hemden, die ich als zweite Bürogarnitur einstufe. Die Zeit reicht gerade noch für Chäshörnli zum Zmittag. «Sind Ihr eigetli am Useputze?» fragt diplomatisch mein Mann. Am andern Tag geht Ursula wieder mit dem Koffer auf die Walz, um die Hemden zu vertragen. Einmal fragt sie der Dorfpolizist, ob sie das Hausiererpatent besitze. Wir essen Geschwellti und Thon zum Zmittag. Lieber AbisZ, setze nun für die Hemden Schürzen, Kinderkleider, Tischwäsche ein! Erst dann ahnst Du, wie intensiv dieses Glätten in staatlicher Regie mein Telephon, meine Zeit und meine menschlichen Beziehungen strapaziert hat.

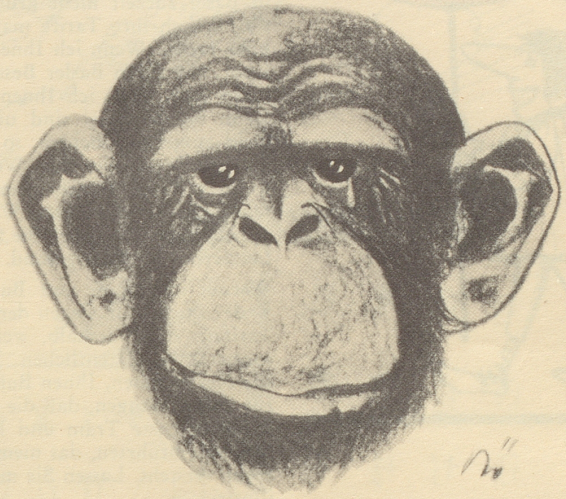
Leni im Untertoggenburg

Dank an Bethli

Letzten Oktober war ich in Leukerbad zur Kur und hatte Zeit für alles Mögliche. Nachdenken und so. Da kam mir ein Gedanke: Wenn ich das Zeitliche segnen müßte und mir verbliebe die Möglichkeit für 20 Worte, wem würde ich etwas sagen?

Ich würde Ihnen davon vier Worte zukommen lassen: Hab Dank, liebes Bethli! Da ich aber noch lange nicht so weit bin, sage ich noch: für alles. Ich lese den Nebi seit 20 Jahren. Da Sie ohnehin eine Riesenkorrespondenz haben, schreibe ich meine Adresse nicht, um Ihnen jede Mühe zu ersparen. Es war nur ein Gedanke, der mich seither nicht mehr losließ und den ich nicht ungeschrieben lassen wollte. Es bleibt ja ohnehin so viel Nettes ungesagt.

Frau H. G., Wallisellen



Äffchen im All

Ein Aff ist in die Welt verreist,
bestimmt dünkt es den Aff,
wenn er die Kugel so umkreist:
die Erde, welch ein Kaff!

Der Aff, der durch die Luke schaut,
und rast durchs Sternenmeer,
dem armen kleinen Aeffchen graut
es vor dem Großen Bär.

Es findet die Bananen kaum
sehr schmackhaft, die es ißt,
wen wunderts, daß es die vom Baum
gepflückten nie vergißt.

Gewiß ist's oben innerlich
sehr einsam, aufgewühlt;
ein Mensch, der dies nicht spürt, hat sich
noch nie als Aff gefühlt.

Ein Affe fehlt. Er kreist und schweigt.
Und dennoch sind, ha-ha!
soviel mir die Umgebung zeigt,
samt mir noch alle da.

Ernst P. Gerber